

Othmar Franz Lang
Hungerweg

Othmar Franz Lang, 1921–2005, wurde in Wien geboren und lebte als freier Schriftsteller, zuletzt in Oberbayern. Er ist Autor zahlreicher Jugendbücher und Romane, die in viele Sprachen übersetzt und vielfach ausgezeichnet wurden, u. a. mit dem Österreichischen Staatspreis für Kinder- und Jugendliteratur, dem Kinder- und Jugendbuchpreis der Stadt Wien und dem Sonderpreis zum Deutschen Jugendliteraturpreis.

Othmar Franz Lang

Hungerweg

Von Tirol zum Kindermarkt in Ravensburg

Roman

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Ungekürzte Ausgabe
22. Auflage 2018
1993 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG,
München
© 2002 Othmar Franz Lang, Buchbach
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Peter Knorr
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-70283-6

Zur Geschichte der Schwabenkinder

Den Hungerweg vom Vintschgau über den Reschen- und den Arlbergpass nach Ravensburg gehen die drei Hauptfiguren zwischen 1850 und 1860. Unzählige Kinder armer Tiroler Bergbauern sind vor und nach ihnen diesen Weg gegangen. Sie zogen im März, für die Gebirgslagen also im Spätwinter, los. Die heutigen Straßen in diesem Gebiet darf man keinesfalls mit den damaligen vergleichen. Im schneereichen Gebiet des Arlbergs wurde die Straße damals nicht geräumt, sondern der Schnee wurde nur »gebrochen«. Das heißt, er wurde von Mensch und Tier festgetreten, so gut es ging. Viele arme Dorfbewohner, vor allem in Stuben am Arlberg, verdienten sich ein wenig Geld damit.

Was es für die Kinder bedeutete, die Strapazen des langen Fußmarsches zu überstehen, können wir uns heute nur schwer vorstellen. Selbst die modernen Räumfahrzeuge schaffen es nicht immer, den Arlbergpass befahrbar zu halten. Wer ihn heute im März überquert – im winterfesten, geheizten Auto –, ist meist unterwegs zu dem großen Skigebiet. Warme Stiefel und wasserfeste Skianzüge sind eine Selbstverständlichkeit.

Damals trugen die Kinder dünne Jacken oder Tücher und zerschlissene Schuhe, die kaum vor Kälte und Nässe schützten. Zur mangelhaften

Ausrüstung kam die karge Verpflegung. Alle hatten den Winter über mit ihren Familien gehungert und nach den anstrengenden Tagesmärschen gab es selten eine ausreichende Mahlzeit oder auch nur einen warmen Raum zum Übernachten.

Auf dem Kindermarkt in Ravensburg – in einigen anderen Orten gab es ähnliche Märkte – suchten sich die wohlhabenden Bauern der Umgebung Kinder als billige Arbeitskräfte für den Sommer aus. Im Herbst ging es zurück in die Heimat.

Heute weiß niemand, wann dieser Hungerweg Tiroler und auch Graubündner Bergbauernkinder begonnen hat. In einem Brief des Kaiserlich und Königlich Österreichisch-Ungarischen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers Graf von Pfusterschmid vom 20. April 1878 heißt es, dass die Kinder der ärmeren Bewohner Vorarlbergs und einiger Bezirke Tirols sich seit »unvordenklichen Zeiten« zur Sommerzeit im Königreich Württemberg zu Hirten- und anderen landwirtschaftlichen Diensten verdingen.

In diesem Schreiben ging es um den Schulbesuch der Hirtenkinder während ihres Aufenthalts im Königreich Württemberg. Eine Frage, die bis ins Jahr 1914 die Kanzleien der damit befassten Behörden beschäftigte und die – zum Nachteil der Kinder – nie gelöst worden ist.

Ein Schreiben des Grafen an österreichische Behörden, dafür zu sorgen, dass die Kinder in ihrem Heimatland satt werden, ist nicht bekannt

geworden. Dies wäre wohl die einfachste Lösung gewesen.

Erst in der Mitte der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts ging die Schande der Wanderungen armer Kinder von Österreich nach Schwaben sang- und klanglos zu Ende.

Othmar Franz Lang

Hungerweg

Draußen vor dem Taleingang standen sie, schwarz und bedrohlich wie eine Mauer: Unheil verkündende Wolken, zusammengeballte Kraft und Zerstörungswut.

In der Stube war es mitten am Tag so dunkel, dass man nicht hätte lesen können. Die Mutter zündete eine Kerze an, noch nicht die Wetterkerze, und beugte sich über den Tisch um besser aus dem Fenster sehen zu können.

»Wird es Schnee oder Regen geben oder geht gar die Welt unter?«, fragte sie ohne auf eine Antwort zu warten. Sie wollte die Möglichkeiten nur genannt haben. Es war für März verhältnismäßig warm. Noch troff es von den schneebedeckten Dächern, rieselte von den schmelzenden Eiszapfen und rann aus der zugefrorenen Dachrinne. Da trommelten Tropfen auf rostendes Blech, dort klimperten sie auf glatte Kiesel.

»Ich frag mich«, sagte der Vater, »ob sie wohl draußen bleiben oder ob sie hereinkommen werden.« Damit waren die Wolken gemeint. Der Taleingang war wie eine Sperre, eine Grenze. Quollen die Wolken nicht ins Tal, konnte draußen die Welt untergehen, das Tal blieb friedlich. Überannten sie aber die Sperre und drangen ohne Widerstand ins Tal, füllten es bis in den letzten Winkel und in die geheimste Bergfalte, war Schlimmes zu befürchten. Ein Stück Hang konnte dann herunterdonnern, zersplitterte Bäume, Felsgestein und schlammigen Erdbrei mit sich führen und alles Leben unter sich begraben, erdrücken und ersticken.

Einen Atemzug lang trafen sich die Blicke von Mutter und Vater. Der zwölfjährige Sebastian, der am Herd lehnte, weil es dort warm war, bemerkte den Blick. Seine Eltern, das wusste er, dachten daran, dass er morgen mit anderen Kindern in die schwarze Wand hineingehen musste, und weiter und weiter . . . So weit, wie er noch nie gegangen war, tagelang. Und er hatte für diesen Weg nur auseinander fallende Schuhe und eine fadenscheinige Joppe, die einen schweren Regen keine Stunde lang abhielt.

»Ich mein, am besten ist«, sagte der Vater, »ich steig mit dem Wastl«, so wurde Sebastian in der Familie gerufen, »aufs Dach und wir stechen den schweren Schnee ab und werfen ihn hinunter. Ihr schafft ihn dann zumindest von der Haustür weg.«

»Dass der Bub nur nit ausrutscht und vom Dach fällt, wo er morgen den schweren Gang hat«, überlegte die Mutter laut.

»Keine Sorg«, sagte der Vater. »Ich nehm ein Stück Seil und bind es am Schornstein an, dann kann nichts passieren.«

So stiegen die beiden die schwankende Holzleiter hoch. Zuerst der Vater, dann der Sohn. Der Schnee auf dem Dach erwies sich als zusammengesackt und pappig, trotzdem sanken sie bis unterhalb der Knie ein. Gleich spürte Sebastian kalte Nässe an seinen Füßen.

Der Vater stapfte, auf den Schaufelstiel gestützt, zum Rauchfang hin und sicherte den Sohn und sich mit dem Seil. Dann begann er den zu-

sammengesackten Schnee vom Dachrand loszustechen und hinunterzuwerfen. Auf dem Erdboden zerplatzten mit dumpfem Poltern die schweren Schneebleter. Als der Vater die zweite Reihe anging, wusste Sebastian, was zu tun war. Er hatte die losgestochene Fracht zum Dachrand zu schieben und da hinunterpoltern zu lassen.

»Gib bloß Acht, Bub!«, rief von unten die Mutter, die mit Leopoldine und Damian den Platz vor der Tür frei schaufelte.

»Ist schon gut, Mutter«, erwiderte Sebastian und arbeitete hinter dem Vater her. Schon war ihm warm und er spürte die Kälte an seinen nassen Füßen nicht mehr. Als sie einmal kurz verschnaudten, knurrte Sebastians Magen laut und vernehmlich. Er hatte Hunger.

»Hä, was war denn das?«, fragte der Vater und der strenge Ausdruck in seinem Gesicht milderte sich. »Hast einen jungen Hund im Bauch?«

Sebastian versuchte ein Lächeln. Es war unnötig, dem Vater zu sagen, dass sein Magen vor Hunger krachte. Der Vater hatte sicher auch Hunger; sie beide auf dem Dach hungerten wie die da unten auf dem Boden. Am meisten aber sicher die Mutter, die immer wieder auf einen Brocken steinhartes Brot verzichtete und ihn gerecht verteilte, einmal dem und einmal dem anderen zuschob. Wäre nicht übel gewesen, solch einen Brocken jetzt im Mund zu haben. Ihn erst mit Speichel voll laufen zu lassen, damit man ihn dann umso besser zermalmen konnte, bis er endlich ein wohlschmeckender Brei war, den

man schlucken konnte. Aber an Brot war im Augenblick nicht zu denken. Vor Monaten war zum letzten Mal Brot gebacken worden. Vielleicht, dass es am Abend ein Stück davon gab zu einer Brennsuppe, die den knurrenden Magen wärmte.

Als sie auf dem Dach so weit nach oben gekommen waren, dass sogar Sebastian über den First hinweg zum Talausgang sehen konnte, zuckte er zusammen. Schwarzes Wolkengebräu quoll zum Tal herein, überschwemmte unten den Talboden und kroch links und rechts die Hänge hinauf, fraß sich in die Wälder hinein, raste steile Hangwiesen hinauf, übersprang felsiges Gelände und kroch oben weiter über den schon faul gewordenen Schnee.

Der Vater warf nur einen kurzen Blick zum Talausgang und seufzte. Dann sagte er: »Wär schön gewesen, wenn der warme Wind den Schnee vom Dach gefressen hätt. Da wären wir nit so ins Schwitzen kommen. Hör du jetzt auf, hast morgen ein langen Weg.«

»Dank schön, Vater«, sagte Sebastian, »aber ein bisserl möcht ich noch.« Er schaffte die Hälfte der anderen Dachseite, dann konnte er nicht mehr. Als er mit zitternden Beinen auf dem Erdboden stand, wurde ihm vor Hunger und Müdigkeit schnell wieder kalt. Es beutelte ihn richtig durch.

Leopoldine, seine ältere Schwester, merkte das und schickte ihn sofort ins Haus. »Schau, ob noch Glut auf der Herdstell ist und leg dir ein

paar Reiser und einen ordentlichen Brocken drauf.« Die »ordentlichen Brocken« waren Wurzelholz, das der Vater mit unbeschreiblicher Mühe aus dem steinigen Boden geschunden und nachher mit Eisenkeilen auseinander gesprengt hatte. Waren sie erst einmal trocken, krachten sie im Feuer und spendeten eine Wärme, die allen rote Wangen machte.

Sebastian legte eine Hand voll dürres Reisig auf die graue Asche und blies ein bisschen hinein, bis er den glühenden Kern erreicht hatte. Sofort knisterte und knackte es, als wären es die Peitschenschmalzer, mit denen man im Tal den Winter von den Äckern, Feldern und Wiesen trieb.

Und dann begann der Wind im Kamin zu jaulen. Manchmal drückte er die Flammen nieder um sie nachher hochzureißen und in den Kamin zu saugen, dann stand wieder Rauch in der Küche und trieb einem die Tränen in die Augen.

Als Letzte huschte die Mutter ins Haus. Sie schüttelte ihr nasses Haar aus, das noch braun war, während das von Vater langsam ergraute. »Nit auszudenken, wenn es morgen das gleiche Wetter hat«, seufzte sie und zog die Mehllade aus dem Kasten. Als sie hineinsah, vergaß sie schnell das morgige Wetter. Zu betrüblich war das Bild, das sich ihr bot. Der Boden der Lade war schon blank, nur aus den Ecken ließ sich noch etwas Roggenmehl herauskratzen. Zwei, höchstens drei Holzlöffel voll, gestrichen nur, nicht gehäuft.

»O Herr Jesus«, sagte sie, »man will ja nicht

unbescheiden sein, aber wenn wir wenigstens von einem Herbst zum anderen was zu essen hätten. Das wär schon recht. Wenn du da einmal ein bisserl hingucken möchtest. Der Bub soll morgen fort und ich hab zum Abschied nur eine dünne Suppe für ihn.«

»Unterwegs«, beruhigte der Vater seine Frau, »unterwegs werden sie schon gefüttert werden. Es gibt ja Pfarrhöfe und Klöster und am Arlberg das Hospiz.« Dann ging er in die Schlafkammer und kam mit einem kleinen Leinensack zurück und einem Päckchen in fettigem braunen Papier. Es war der Lohn dafür, dass er einem Bauern unten im Tal ein paar Bäume im Bergwald geschlagen hatte. »Da nimm«, sagte er. »Aber tu nit alles in die Suppen. Nur die Hälfte von der Rollgerste und ein bisserl was vom Speck.«

»Ja, Mann, du bist mir einer«, sagte die Mutter, als hätte sie weiß Gott was erhalten. Sie wickelte das Papier auseinander und zeigte das zeigefingerlange, zwei Finger dicke und drei Finger breite Stück Speck her.

»Schaut, Kinder, was ihr für einen guten Vater habt«, rief sie.

Die Kinder – Sebastian, Leopoldine, Damian, Franz, Andreas und Marie – betrachteten flüchtig den Vater und danach umso eingehender das Stück Speck und einer hörte den Magen des anderen knurren. Das Wasser lief ihnen im Mund zusammen, dass sie mit dem Schlucken nicht nachkamen.

Die kräftige Suppe wärmte Sebastian noch, als er ins kalte Bett kroch. Es dauerte eine Weile, bis die schwere Decke sich nicht mehr klamm anfühlte und wohlige Wärme spendete. Trotzdem konnte er nicht einschlafen. Er lauschte dem Sturm, der in heftigen Sprüngen gegen das Haus anrannte und es erzittern ließ, sich winselnd ein wenig verschnaufte, bis er von neuem herange-
tobt kam, als wolle er noch in dieser Nacht das Haus niedermachen. Zwischendurch prasselten Regenschauer gegen die Fensterläden. Sebastian ging in Gedanken schon den Weg zum Reschenpass hinauf und dann hinunter ins Inntal bis nach Landeck. Von Landeck zum Arlberg, und wenn sie den hinter sich gelassen hatten, dazu den Bodensee, lag das gelobte Land vor ihnen, wo sie ihren Durst mit Milch löschen konnten, wenn sie wollten, und Butter aufs Brot streichen, bis die Butter so dick wie das Brot war. Und es gab Braten am Sonntag. Wenn man die Woche über tüchtig war, ein ganzes Hühnerbein. Sauerkraut konnte man sich aus der Schüssel holen, so viel man wollte, und abgeschmelzte, dottergelbe Spätzle dazu.

Daheim wurde dreimal, höchstens viermal im Jahr Brot gebacken, Fladenbrot; dort fast jede Woche. Dass das Mehl das ganze Jahr über nicht ausging, konnte sich Sebastian nicht vorstellen. Die Mutter hatte beim letzten Brotbacken dem Teig Stroh beigemischt um mehr Brot zu bekommen, was nichts als Täuschung war, denn vom Stroh wurde der Mensch nicht satt.

Draußen klapperte etwas im Wind und Sebastian brauchte eine ganze Weile, bis er dahinter kam, wie das Geräusch entstand. Es musste eine Dachsindel sein, die sich gelockert hatte und die der Wind anhub und fallen ließ. Dann trommelte wieder der Regen gegen die Fensterläden. Später wurden die Pausen zwischen den einzelnen Windstößen länger, das Regengeräusch leiser, und dann musste Sebastian eingeschlafen sein.

Als er mitten in der Nacht aus dem Schlaf aufschreckte, war es still. Der Wind hatte sich gelegt und mit ihm hatte auch der Regen aufgehört. Also musste er nicht fürchten schon am ersten Tag völlig durchnässt zu werden. Das war eine schöne Aussicht.

Auch die Mutter schlief schlecht in dieser Nacht. Zunächst hatte ihr Jüngstes, die Anna, in der Wiege gejammert, weil es offenbar auch hungrig gewesen war. Später dann hielten sie ihre Gedanken wach. Sie selbst war nie als Kind bei den Schwaben gewesen, wusste also nicht aus eigener Erfahrung, wie es da zuing. Sie kannte jedoch genug aus den Erzählungen ihrer Mutter, die vierzehn Geschwister gehabt hatte, und es wären mehr gewesen, wenn nicht ein paar kurz nach der Geburt gestorben wären. Die Mutter war auf einem Bergbauernhof im Matscher Tal daheim gewesen, wo das Frühjahr Wochen später hinkam als im Talgrund und der Winter immer ein paar Wochen zu früh. Manchmal hatten sie Schnee im August, der die Halme im Gersten- oder Haferfeld knickte und auf den Boden

presste. Andere Jahre holten sie die Kartoffeln grün aus dem Boden. Im Sommer suchten sie immer Pilze und Beeren um ein kleines Zubrot zu haben oder um etwas im Dorf unten verkaufen zu können. Die paar Kreuzer, die sie dafür erhielten, waren wichtig, denn woher hätten sie sonst Geld bekommen sollen? Sie hatten nichts zu verkaufen; was der Boden hergab, reichte ja nicht einmal um alle hungrigen Mäuler das Jahr über zu stopfen.

Übrigens hatte auch sie geheime Vorräte und einiges davon wollte sie Sebastian am Morgen mitgeben. In der mittleren Lade im Kasten lagen, säuberlich in ein Tuch eingeschlagen, ein paar Hand voll gedörrte Birnen- und Apfelschnitze, das gab Kraft auf der Reise.

Noch einer konnte in dieser Nacht schlecht schlafen; das war der junge Geistliche Maximilian Schwingshackl, Kooperator* in Schluderns. Er sollte die Kinder, die sich am frühen Morgen vor dem Pfarrhaus einfinden würden, weiterführen, zunächst über den Reschen bis Landeck. Dort würde sich erweisen, ob er umkehren könnte, falls genug Erwachsene vorhanden waren die Kinder weiterzuführen. Fehlte es an ausreichend vertrauenswürdigen Erwachsenen,

* katholischer Hilfsgeistlicher

Tagesablauf vieler Kinder um 1836 in Vorarlberg

3.00 Uhr früh	Aufstehen
4.00 Uhr früh	Auf dem Weg zur Arbeit
Schlag 5.30 Uhr	Arbeitsplatz in der Fabrik einnehmen
19.30 Uhr	Arbeitsschluss, anschließend Heimweg
22.00–22.30 Uhr	Ankunft daheim

Zeit für den Schlaf eines Kindes etwa 4 Stunden pro Tag